

Zeitschrift: St. Galler Schreibmappe

Band: 28 (1925)

Artikel: Der Glücksteppich

Autor: Steinmann, August

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-948049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Glücksteppich.

Von August Steinmann.

Der Schweizer mag kommen, wohin er will, — überall findet er Landsleute. Es ist auch gar nichts ungewöhnliches, daß wir stets dort und stets dann einem Landsmann aus der engeren Heimat begegnen, wo wir einen solchen nicht vermutet haben. „Ja, Donnerwetter! Mein Lieber, wo kommst du her! Was machst du da!“ Und der Wiedergefundene lacht und antwortet: „Haben Sie zu Hause etwa schon gesagt, ich sei quasi verunglückt? So leicht gehe ich nicht unter. Aber es hat mich elend herumgeschlagen; doch jetzt geht es besser. Sag Ihnen zu Hause, es sei doch noch etwas aus mir geworden und ich hätte niemandem zu danken dafür.“

Auf einer Auslandsreise war ich in einer Großstadt gelandet und auf den Gedanken gekommen, den ersten Abend in einem Dancing zu zubringen. So saß ich denn als Fremder in einer kleinen Gesellschaft. Diese bestand aus etwa zwanzig Damen und Herren. Von meiner Nische aus konnte ich den Salon überschauen. Ich hatte Gelegenheit, die neuesten Tanzkleider zu studieren; dünne schlanke Seidenkleider, deren Falten so leicht flossen, wie die Gespräche der scheinbar sehr sorglos die Stunde genießenden Menschen. Das Orchester bestand aus fünf Musikern; vier davon waren gute Europäer; der fünfte war ein Neger, der blies mit dicken Lippen virtuos das Saxophon. Er trug eine knallrote Weste, einen dunkelgrünen Smoking und butterhelle Beinkleider. Drei Kellner standen wohlverteilt im Salon.

Man brauchte also nur mit der Hand eine leichte Bewegung zu machen und im nächsten Augenblick schon stand ein Garçon am Tischchen: „Monsieur?“ In einer Ecke, meiner Nische schräg gegenüber, saß ein Paar, das unablässlich meine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Der Herr war groß und hatte ein stark markiertes Gesicht. Die Nase verriet das „Ich will!“ und der Zug um den Mund Beharrlichkeit. Die ganze Erscheinung hatte einen leichten Anflug von Abenteuerlichkeit; doch machte die leise Andeutung weltmännischer Keckheit diesen Menschen sympathisch. Die Dame war klein und zierlich, doch nicht puppenhaft. Sie trug die schwarzen Haare glatt zurückgestrichen und zu einem vollen Knoten geschlungen. Die Augenwimpern waren auf die lebhafte glänzenden Sterne dieses schönen Wesens einen zarten Schatten. Die kühn gewölbten Brauen, romanischen Bogen gleichend, trugen eine weiße Stirne. Die Dame war in ein Kleid aus schwarzer Seide gekleidet; über die Arme riefelten mindestens vier Volants Brüsseler Spitzen; doch waren die Ellenbogen frei geblieben. Aus dem Gedächtnis dieser Volants schimmerten eine goldene und eine elfenbeinerne Armspange.

Ich bat den Kellner, mir Biskuits zu bringen, und als er mich bedient hatte, fragte ich: „Garçon, wissen Sie, wie der Herr dort, in der Ecke links, heißt? Ich glaube, ihn zu kennen; doch wohin soll ich ihn stellen?“

„Monsieur,“ antwortete der Kellner, „jener Herr ist ein vornehmer Herr; er kennt das Leben, das sagen mir seine Manieren. Er kommt jede Woche zweimal bis dreimal zu uns; immer mit der Dame, die jetzt bei ihm ist. Sie tanzen zusammen und gehen zusammen weg. Wenn ich nicht irre, läuft er sich unter dem Namen Ritzmann die Plätze reservieren.“

„Ritzmann — — stimmt, Hans Ritzmann — eine Überraschung, wahrschafft eine Überraschung! Bringt Sie ihm meine Karte!“

Ich beobachtete die Wirkung meines Auftrages. Der Herr schlug mit seiner flachen Linken auf die Lehne des Fauteuils und flüsterte der Dame etwas zu. Jetzt erhob er sich und kam zu mir herüber.

Ohne ein Wort zu sagen, streckte er mir beide Hände entgegen; er zitterte vor Aufregung und seine großen, grauen Augen leuchteten in Ergriffenheit.

„Also doch!“ grüßte ich ihn; „zwanzig Jahre, Hans; volle zwanzig Jahre haben wir uns nicht mehr gesehen.“

„Herrgott! Ist es wahr? Marc — Marc! zwanzig Jahre — Ritzmann hielt immer noch meine Hände — zweimal zehn oder viermal fünf Jahre — eine lange Zeit! Du bist mager geworden; aber sonst noch ganz wie damals. Komm an unsern Tisch, setz dich zu uns — zwanzig Jahre — wie doch die Zeit eilt! Sind wir nicht erst noch Kadetten gewesen! Und jetzt beginnen wir schon grau zu werden!“ Ritzmann war tatsächlich an den Schläfen schon ergraut. Aber sein Gesicht war noch jung; doch gaben ihm einige vorzeitig erschienene Rinnen auf der Stirne und über den Augen einen herben, fast verbitterten Ausdruck.

Wir gingen zu dem Tischchen hinüber, wo mir Hans Ritzmann die Dame vorstellte. Es ist mir nur noch deren Vorname im Gedächtnis geblieben: Jeanne. So viel ich weiß, ist sie heute die Gattin meines Jugendkameraden.

Ich bat Hans Ritzmann, mir die Geschichte seiner letzten Jahre zu erzählen. Wir begaben uns in einen kleinen Nebensalon, ließen uns Moselwein geben und nach dem ersten Anklingen begann der Freund: Als ich vor fünfzehn Jahren frohen Mutes auszog, um als Maler berühmt und

auch reich zu werden, erschien mir alles in hellem Lichte. Ich sprang ins Leben, als hätte die Welt auf mich gewartet. Die Fremde erschien mir so schön, wie einem Kinde ein Gugelhopf mit Weinbeeren. Diese wollte ich mir herauspicken. Ja — Rosinen! Die Welt ist rauh und auf dem Wege durch sie habe ich mir manchmal die Zehen blutig gestoßen. Dann kam der Krieg und ich hing meine stillen Landschaften umsonst in Schaufenster und Salons. „Male Kriegshelden!“ riet mir ein Akademikerkollege. „Sehe ich aus, als ob ich mit Blut malen könnte?“ fragte ich ihn. „Gut,“ antwortete er, „dann schieß dir eine Kugel durch den Kopf und denke, du siehst ein Stilleben.“ Da in Deutschland die Schauspieler zum Totentanz engagiert wurden, herrschte so große Not an den Theatern, daß ich mich entschloß, zur Bühne zu gehen. Meine tiefe Stimme, meine breite Gestalt, mein Temperament — ich hatte Glück, ich arbeitete und wurde nach einigen Monaten held an der Rampe. Die Gage war gut; aber dann kam der Geldsturm und ich sprang zum Film über. Ich kann Grimassen schneiden und Stilaugen machen. Der Regisseur jauchzte: „Menschenskind, Sie haben eine Karriere vor sich!“ Bis eines Tages ein Mordskrach losging. „Was wollen Sie beim Kino?“ Ich hatte höhere Gage verlangt und erfuhr, daß ich ein absolut rezenter Idiot sei. Also — adio! Zwei Tage später trat ich in einem Kabarett auf, sang Volkslieder — zur Laute natürlich. „Kennen Sie die Schweiz?“ fragte ich den Snob zu meinen Füßen. „Jawohl, St. Moritz,“ mußte ein Claqueur rufen. „Gut; da passen Sie mal auf; ich werde mal jodeln.“ Halido joholi du — — so ungefähr. „Schweizer, jodeln Sie uns noch was vor!“ herrgott, wie schämte ich mich und ich höre noch einen dicken Schieber: „Kinder, na so wat!“

Das Kabarett machte fette Pleite; der Krieg war aus und die große Not begann. Wie ein abgekliffener Dandy trat ich in Mitternachtsdielen auf; als Foxtänzer, Komiker, Schnellmaler — glaube mir: es war scheußlich erniedrigend. Damals habe ich eine ausgetrocknete Baronin gemalt und dafür ein Pfund Brot und eine Büchse Kondensmilch erhalten. Auf der Büchse sah ich das Schweizerkreuz — jetzt war es aus. Ich ging in meine kalte Bude und heulte wie ein armer, geschlagener Hund. Das erste Mal in all den bösen Jahren schrieb ich meiner Mutter um Geld. Du kennst meine Mutter? Die beste Frau auf Gottes Erdboden. Ausgehungert und ruhlos kehrte ich in die Heimat zurück. Dort aß ich mich satt. Dann wollte ich arbeiten. Anderthalb Jahre habe ich eine Stelle gesucht und nichts gefunden. Stand ich in der Stadt herum, dann fragten die Leute: „Warum tut der gesunde Mensch nichts?“ Bat ich um Arbeit, dann hieß es: Leider — und so weiter — du kennst diese Rebensart. Zur Malerei hatte ich jede Freude verloren. Meine Bilder aus jener Zeit sind lahm, erstickend, düster. Ich haustierte mit Zeichnungen und Radierungen und erhielt den Verweis: „Arbeiten Sie, schaffen Sie! Kunst ist heute Luxus.“

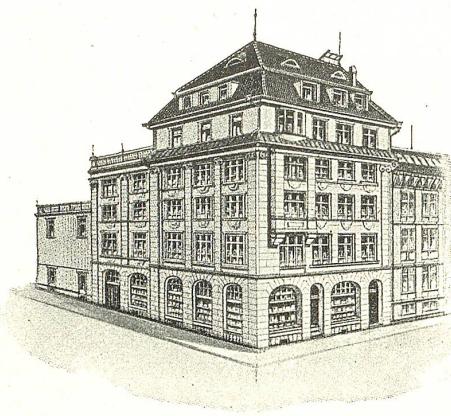
Hans Ritzmann schwieg einen Augenblick; dann fuhr er fort: „Wäre meine gute Mutter nicht gewesen, dann hätte ich ein Schelm werden können. Heute begreife ich, daß ein Mensch aus Not stehlen kann. Eines Tages, als ich eine schwerste Beleidigung hatte einzustecken müssen — die Auslandschweizer seien Bettler — borgte ich von einem Freunde etwas Geld und verließ sofort die Stadt. In Zürich, in Genf, in Straßburg suchte ich Verdienst. Schließlich bin ich hierher gekommen. Ich begann wieder in den Cafés zu singen; französische und englische Bänkellieder lernte ich, machte dazu Melodien und legte frech los. Drei Monate lebte ich von der Hand in den Mund. Eines Tages saß ich hungrig in einem Park. Neben mir lag ein älterer Herr eine Zeitung. Als er wegzuheben sich anstieckte, sprach er mich an: „Monsieur, wollen Sie die Gazette lesen! Die neueste Ausgabe. Nach dem Essen freut man sich an einem guten Journal.“

Ich dankte recht freundlich — in jenem Augenblicke war mir Rettung geworden. Da war eine Annonce, in der ein großes Warenhaus einen brachekundigen Teppichverkäufer suchte; „repräsentable, künstlerische Veranlagung“ und so weiter. Ich stand auf und eilte in mein Logis, bürstete, rasierte, kämmte mich, stand vor den Spiegel und wiederholte „repräsentable, repräsentable“. Hernach machte ich mich auf den Weg. Vor der Auslage eines großen Teppichmagazins hielt ich an. In ihrer ganzen Pracht hingen schwere Perse an drehbaren Gestellen; Kirman, Extra Meshed, Täbris, Mahal, ein edler Feharan, ein großmäuliger Afghan, ein weinroter Bodhara — der Orient in seiner vollendeten Teppichkunst. Ich schrieb mir die Namen, Farben und Preise auf, skizzerte in mein Taschenbuch die Muster — das war meine Kunst, in einer halben Stunde ein Teppichfachmann werden zu können.

So betrat ich bald das Warenhaus und man führte mich zum ersten Chef. Ich begann zu repräsentieren, hielt mich mit aller Gewalt aufrecht und begann: „Herr Direktor! Sie suchen einen Teppichverkäufer. Ich bin bereit, in Ihr Haus einzutreten.“

„Sind Sie Fachmann?“ fragte der Herr, ein Sechziger.

„Ob ich Fachmann sei? Ich bin der Mann, den Sie suchen,“ entgegnete ich mit unerhörter Keckheit. „Ja, ich kenne die Branche. Zeigen



Geschäftshaus Bleichestraße 9

Jean Osterwalder & Cie

im Bleicheli

ST. GALLEN

Telephone Number 400

Colonialwaren
Drogen, Benzin, Heizöle

*

Spezialitäten:

Gebrannte Kaffees, Tee
Schokolade und Kakao
Gemüse, Früchte und Fleischkonserven
Dessert- und Kräuterweine
Liqueure und Spirituosen

Vorzügliche Bezugsquelle

für

Material- und Farbwaren
Pinsel und Schwämme
sowie sämtliche Wasch- und Putzartikel
Verbandstoffe * Verbandwatte
Rabattmarken

Sie mir einen Mahal — es täuscht mich niemand; Mahal — sehr beliebt, reine Schafwolle.“

„Schön gut,“ unterbrach mich der Chef; „wo waren Sie bisher?“

„In Zürich, in Berlin, in“

„Kennen Sie alte Teppiche?“

Ich stutzte und versicherte: „Ja.“

Jetzt lächelte der Direktor ein wenig spöttisch und begann: „Glauben Sie, ich sei umsonst im Fach grau geworden? Glauben Sie, ich kenne die Menschen nicht? Sie haben sich gut vorbereitet, mein Herr! Sie mögen Künstler sein, Schauspieler gar. Aber vom Fach sind Sie nicht. Bitte — wieviel Knoten auf den Quadratzentimeter hat ein Mahal? — — — Sehen Sie! Es sind zirka 1800. Das kann nur der Fachmann wissen. Wie kommen Sie dazu, mir zu sagen: „Ich bin der Mann, den Sie suchen!“? Sich um einen Posten zu bewerben, dessen Bedingungen Sie nicht erfüllen können?“

Ich kapitulierte und bat den Chef um einige Minuten seiner kostbaren Zeit, bekanntete ihm meine Not und daß ich am Äußersten angelangt sei; ich klagte mein Elend und meine Erniedrigung und daß ich hunger leide; ich gestand, wo ich meine „Kenntnisse“ geholt hatte, und sagte schließlich: „Geben Sie mir die geringste Stelle in Ihrem Hause; nehmen Sie mich als Packer, Ausläufer, Diener an der Türe — aber geben Sie mir Arbeit. Ich will nichts anderes: nur Arbeit.“

Ich mag einen recht traurigen Anblick geboten haben. Um Geld hatte ich nie gebettelt — nun aber bettelte ich um das tägliche Brot. Der Herr Direktor drehte einen Lineal rechts herum, links herum und betrachtete mich scharf. Auf einmal schaute er zum Fenster hinaus und ich bemerkte, daß er einen Entschluß gefaßt haben mußte. Er wandte sich wieder mir zu und begann ruhig und langsam: „Hören Sie: ich wollte Sie eigentlich hinauswerfen lassen; denn Sie haben ver sucht, mir etwas weis zu machen, was nicht stimmt. Ich bin noch klüger, als Sie, nicht wahr? Deshalb engagiere ich Sie in die Teppichabteilung. Ihre Aufgabe wird sein, der Kundenschaft die Staubsauger vorzuführen. Sie werden demonstrieren. Treten Sie dort so auf, wie Sie es hier getan haben. Morgen beginnen Sie. Ihr Salär — sagen wir 700 francs.“

Kannst du dir vorstellen, wie mir zu Mute gewesen sein muß! Nach Schweizergeld also etwas mehr als 200 Franken. Damit konnte ich auskommen. Ich habe in jenem Augenblicke den Mann angebetet, als wäre er der liebe Gott. Doch habe ich meine aufrechte Haltung bewahrt und gesagt: Sie sind sehr gut, Herr Direktor. Ich will Ihnen zeigen, daß Sie den Mann gefunden haben, den Sie in mir vermuten.“

Hans Rikmann zündete eine Zigarette an, füllte die Gläser nach und lehnte mit großer Zufriedenheit in den Stuhl zurück. So nahm er die Rede wieder auf: „Von da an ist es aufwärts gegangen. Ich habe offene Augen; ich verkauft gut. Der Chef war mit meinen Leistungen zufrieden. Er gab mir Gelegenheit, die Teppiche wirklich kennen zu lernen, zeigte mir seine kostbare Privatsammlung und sandte mich in Museen. Nach einem halben Jahre war ich Vertreter des ersten Verkäufers. Eines Tages erkrankte dieser und ich mußte für ihn ein großes Schaufenster ausstaffieren. Da war ich im Element! Ich sage dir: Ich hing den ganzen Orient auf; ein Märchen schuf ich. Wir verkauften auffallend gut — also Erfolg und Erhöhung des Salärs. Ich trat vor den Chef und bat, Dekorateur werden zu dürfen; denn ich hatte das Angebot einer Konkurrenz in der Tasche. Nach einem Monat hatte ich mein Ziel erreicht. Seither bin ich wieder Künstler. Ein Dekorateur muß ein Künstler sein und Kaufmann dazu; Tänzer muß er sein, Ästhet, Modemann. Ich bin — entschuldige mich — vor allem bis zur Frechheit kühn geworden. Alles, was der Mensch gelernt hat, kann er irgendwo und irgendwann gebrauchen. Ich war beim Theater und kenne die Wirkung guter Bühnenbilder. Jedes große Schaufenster ist eine Bühne. Das Publikum vor den Scheiben schaut dem Spiel aus Farben, Falten und Mannequins zu. Wir haben Beleuchtungseffekte, appellieren im Schaufenster an die Gefühle. Wir können klassisch sein und expressionistisch; zart, süß, pikant, derb und warum nicht auch einmal verrückt bis zum äußersten Kubismus. Heute knallen wir los und morgen spielen wir eine Symphonie. Die Puppen lächeln für uns; sie locken herbei; sie sagen: „Wir sind sehr, sehr anständig,“ sie kokettieren mit dem Trottoir. Wachs kann flirten, Wachs kann trauen, je nachdem wir den Mannequins die Köpfe drehen und die Arme und Beine verrenken. Ich spiele mit Marionetten Theater.“

Hans Rikmann schaute mit strahlenden Augen ins Licht. „So hat sich alles zugetragen, Marc; die Kunst geht nach Brot; ich will lieber als Dekorateur mitten unter stummen Wachspuppen leben und mich satt essen können, als ein armer Maler sein, der samt seinem lebenden Modell frieren und hungern muß. Jeanne, ma chère Jeanne, ist meine rechte Hand. Sie hat bis vor kurzem im Modesalon unseres Hauses gearbeitet; jetzt ist sie Dekorateur gehilfin. Sie dichtet Lyrik aus kostbarem Stoffe und

erzählt mit Seidenbändern kichernde Geschichtchen. Sie läßt die Mannequins in den schönsten Tanzbewegungen plötzlich stille stehen. Schau, wenn ich hinter den verhängten Scheiben arbeite, mit Jeanne zusammen studiere und Regie führe im Theater der Mode und des Luxus, wenn ich die weichen hirschlederpantoffeln trage und damit lautlos über Teppiche schreite, Jeanne mit flinken Fingern mir zubient und selbst erfundet, wenn draußen auf dem Boulevard die Menschen hin und her eilen, Autos anfahren und die Kundschaft ein- und ausgeht, wenn die Leute vor den Auslagen stehen und staunen, — dann, ja dann ist mir wohl. Dann sage ich mitten in der Arbeit zu Jeanne die lustigsten Dinge. Wir werden heiraten; doch sie wird im Geschäft bleiben, weil ich ihre Assistenz brauche. Zu Weihnachten verloben wir uns, vielleicht erst an Ostern. Was tut's zur Sache — heute oder morgen. Niemand kennt uns in dieser Stadt, denn Jeanne ist in Dinant aufgewachsen. Wir beide sind eine Welt für sich, und wenn wir den ganzen Tag gearbeitet haben, gehen wir abends in dieses Dancing. Denke nicht, ich sei ein Verschwender, ein leichtsinniges Füchsen. Hier im Dancing beginnt mein Beruf; denn hier werden Farben und die Mode kreiert. Ich bin lange genug auf dem Hungerplaster herumgetanzt. Nun tanze ich auf dem schönsten Kirman. Mit Teppichen und auf Teppichen hat mein Glück begonnen.“

Die Musik hatte begonnen, einen Boston zu spielen.

«Chérie?» bat Ritzmann. Ich schritt dem Paare nach hinaus in den Salon und sah die beiden auf einem großen, dunklen Kirman tanzen. Die Lampen waren ausgelöscht und ein Film streute auf Hans und Jeanne wirbelnde Schneeflocken. Schwarz und Weiß rieselten auf die glücklichen Nieder und den Wänden entlang saßen in auserlesenen Kleidern Damen und Herren als Zuschauer. Das Paar tanzte allein die bekannte Sonate von Toselli. Noch nie bis zu dieser Stunde hatte ich eine so übervolle Tanzstimmung empfunden. Sie füllte den Raum bis in den hintersten Winkel. hätte mich jemand gefragt, was mir diese Melodie, die Schneeflocken, der Tanz und Hans und Jeanne, die jetzt ihm dienten, sagen, dann hätte ich geantwortet: „Diese Menschen haben den Mut, ihr Leben zu leben.“

Wir saßen noch lange beieinander, und Jeanne erzählte von ihrer Kindheit. Ihr Vater ist gestorben und die Mutter wohnt seit Kriegsende in der Hauptstadt, in der die Tochter ein gutes Auskommen gefunden hatte. Der Bruder besuchte ein Lyzeum und sei sehr intelligent. Ein alter Onkel habe ein Schloß in den Ardennen.

„Es ist nicht so gefährlich mit diesem Schloß,“ erklärte Hans Ritzmann beschwichtigend. „Die Familie ist gut bürgerlich, verdammt ehrliche Bourgeoisie.“

Am anderen Tage nahmen wir beim Diner in einem Hotel Abschied, und als ich nach drei Wochen wieder in die Heimat zurückgekehrt war, besuchte ich die alte Frau Ritzmann, und sie hatte große Freude an der guten Botschaft.

„Ich habe immer gesagt, Hans werde sich schon machen,“ sprach sie; „und seine Jeanne sei gut zu ihm und ein liebes Mädchen, sagen Sie? Ich habe ihm also damals nicht umsonst das letzte Geld von seinem Sparbüchlein nach Berlin geschickt.“

Mein Weggefährte.

Gib mir die Hand, und führe mich.
Gib mir die Hand, ich leite dich.
Wir geh'n ja beide, ich und du,
Denselben Weg, einem Ziele zu!

Der gleiche Sturm uns beide umbraust.
Nie trifft nur einen des Schicksals Faust.
Ich bin der Spiegel deiner Not.
In dir erblicke ich, was mir droht!

Der Sonnenschein, der in dein Herz lacht,
Ist das Licht, das im Leben mir zugedacht.
Die Arbeit steht hinter dir und mir.
Die Lieb', dir zur Rechten, links von mir!

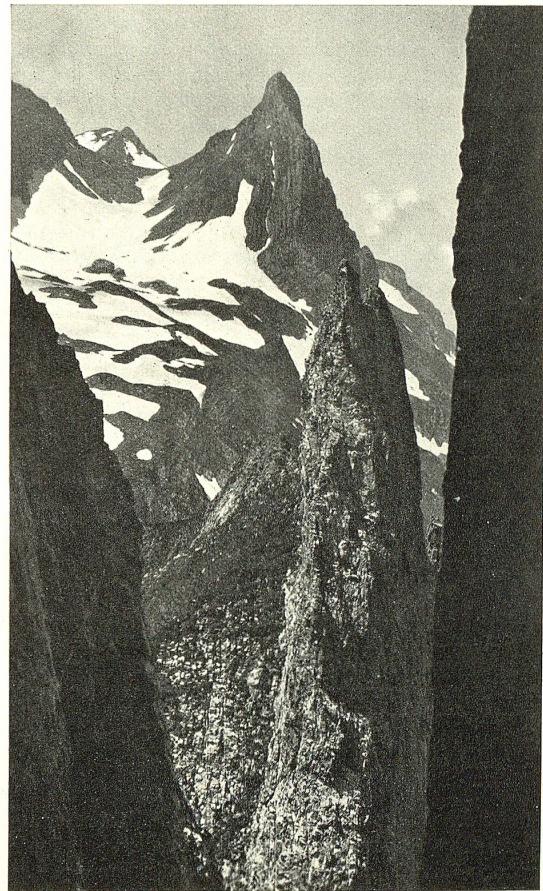
Und was in dir leuchtet an Schönheit und Glanz,
Durchströmt auch mein Herz und erfüllt es ganz! —
Gib mir die Hand, und führe mich!
Gib mir die Hand, ich leite dich!
Wir gehen ja beide, ich und du,
Denselben Weg, einem Ziele zu!

Margarete Schneider-Dütsch.

Um das Oehrli herum.

Von C. Egloff.

Lang, lang ist's her, seit der liebe Gott die Appenzeller Berge erschuf und mit behutsamen Fingern den Säntis dahin, den Altmann dorthin stellte. Die Kreuzberge im Frühgold dieses Schöpfungsmorgens! Wie unflagbar kühn müssen sie dagestanden sein, diese lichtverklärten Türme und Zacken, meerentliegen auf des Schöpfers Geheiß. Einen letzten Blick noch warf der liebe Gott durch sein blaues Wolkenchiebefensterlein. Dann passierte ihm das Mißgeschick. Ein einzelner spitzer Brocken ist seiner Schöpferhand entfallen, das Oehrli. Und da stand es nun und steht es noch heute und wuchtet kühn wie ein Riesenfinger in den seidenblauen Himmel hinein.



Das Oehrli von Osten. Phot, J. Gaberell, Thalwil.

Jahrtausende kamen und gingen. Generationen zogen an dem altersgrauen Felszahn vorüber, dem Säntis zu. Kaum einer, der hinauffielte zu der rätselhaften Sphinx. Wie mag das vergessene Berglein sich gewundert haben, als es den ersten Besuch erhielt. Es war im Sommer 1861. Von Westen her, auf der heute üblichen Route, erreichte der bergwandte Dekan Heim aus Gais als Erster den einsamen Gipfel. »Nichts besonderes«, wird der Leser einwenden. Natürlich nicht. So wenig, als das Ei des Kolumbus nachträglich noch als Wunder gelten könnte.

Wiederum ein starkes Jahrzehnt später mußte sich das Oehrli eine neue, viel ernstere Demütigung gefallen lassen. Damals nämlich, als der weitgereiste Weilenmann aus St. Gallen auf allen Vieren über die zerhackte Schneide des Ostgrates hinaufkletterte. »War das möglich?« fragten sich die Ungläubigen. Doch Weilenmann behielt das Geheimnis für sich. Seine schreibgewohnte Feder hat nie etwas darüber verraten. Das wenige